

Alles in allem ist trotz der vorzüglichen Tabellen-, Karten- und Schaubilderteile eine Chance vertan worden, die regionale Wahlentwicklung in einem Bezirk genau zu analysieren. Die unreflektierte Übertragung allgemeiner Aussagen auf eine Region ist der falsche Weg. Die Feststellung von Parallelen zwischen den Wahlergebnissen der Weimarer Republik und der Bundesrepublik – zumal in dieser allgemeinen Form – genügt nicht. Vielmehr sollten detaillierte Analysen der lokalen und regionalen Wahlentwicklung auf Reichsebene gewonnene Aussagen zu diesem Thema bestätigen, ergänzen oder modifizieren.

Thomas Schnabel

ARTHUR E. IMHOF: Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay. München: Beck 1981. 279 S. 62 Schaubilder. Kart. DM 38,-.

Kirchenbücher gehören schon lange zu den vor allem von Familienforschern hochgeschätzten historischen Quellen. Seit einiger Zeit hat auch die sozialgeschichtliche Forschung begonnen, sie auszuwerten, begünstigt durch den Computer, der die Erschließung großer Datenmengen möglich macht. Der Autor, Professor für Sozialgeschichte an der Freien Universität Berlin, hat in der Bundesrepublik in den letzten Jahren die umfangreichsten Forschungen auf diesem Gebiet, der historischen Demographie, vorgenommen. Mit seinem Buch möchte er die wichtigsten und erstaunlichsten Ergebnisse auf diesem Gebiet einem breiteren Publikum vorlegen.

Trau-, Tauf- und Beerdigungsregister wurden spätestens im 18. Jahrhundert auch in den kleinsten Pfarngemeinden geführt, vielerorts gehen sie bis ins 17. oder auch ins 16. Jahrhundert zurück. Die monotonen Reihen von Hochzeiten, Geburten und Sterbefällen ergeben aber erst lebendige Informationen, wenn aus ihnen die Familien rekonstruiert werden: Wer würde nicht berührt vom Schicksal einer Familie, in der in 30 Ehejahren neun Kinder geboren werden, von denen keines das Säuglingsalter überlebt! So erschütternd solche Einzelschicksale aber sein mögen, die wirklich frappierenden Ergebnisse treten erst hervor, wenn Tausende Familienschicksale zusammengefaßt werden. So wird deutlich, daß wir heute in Europa am Ende einer Übergangsphase stehen. Um 1750 gab es in einem Dorf mit tausend Einwohnern pro Jahr etwa dreißig Beerdigungen, und ebensoviele Kinder wurden geboren. Dann ging zuerst die Sterberate zurück. Die Folge war ein starkes Bevölkerungswachstum. Schließlich wurden auch weniger Kinder geboren. Inzwischen hat sich die Sterbe- wie Geburtenrate auf zehn pro Tausend der Bevölkerung eingependelt. Diese Entwicklung muß man sich vor Augen halten, wenn man die heutige Zweikinderfamilie mit der Kinderschar in Familien zwei, drei Generationen vor uns vergleicht. Unsere Erinnerung geht nicht bis in die Zeit zurück, als, vor etwa vierhundert Jahren, nicht einmal jedes zweite Kind älter als 15 Jahre wurde, also vier bis fünf Kinder geboren werden mußten, damit wenigstens zwei die Eltern überlebten. Die Untersuchungen lassen keinen Zweifel daran, daß die Eltern die Geburten in der Familie entsprechend planten. Überlebten mehr Kinder als notwendig und »tragbar« angesehen wurde, so war dies für viele ein Unglück. Entsprechend hatten die jüngsten Kinder in der Geschwisterfolge die geringsten Überlebenschancen, vor allem dann, wenn ihre älteren Geschwister noch lebten. Man mag dies sachlich erklären, durch die größere Ansteckungsgefahr und die Überlastung der Mütter, die bei mehreren Kleinkindern die Pflege und Versorgung aller neben ihrer sonstigen Arbeit nicht mehr schafften und oft genug selbst wegstarben. Aber es gab auch den Begriff des »Himmels«, eine freundliche Umschreibung dafür, daß unerwünschte Kinder sehr viel schneller als andere in den Himmel kamen. Erschütternde Daten, die in diese Richtung deuten, haben französische Sozialhistoriker zusammengestellt: In Frankreich war es im 18. Jahrhundert in den Städten üblich geworden, Kinder unmittelbar nach der Geburt zu Nährmüttern aufs Land zu geben. Bis zu 80 % (!) der Neugeborenen waren davon betroffen, und es kam für sie einem Todesurteil gleich. In einem besonders krassen Fall, den Imhof zitiert, hat eine solche Amme in 14 Monaten 32 der ihr anvertrauten Kinder zur Beerdigung gebracht, mehrmals zwei an einem Tag.

Sobald weniger Kinder starben, wurden auch weniger geboren, und zwar wurden die Abstände zwischen den Geburten größer, was der Gesundheit der Mütter wie der Kinder zugute kam. Diese Verlängerung der Geburtenabstände sind von den Eltern bewußt geplant worden, anders sind sie nicht erklärlich. Schon früh treten sie im kalvinistischen Genf auf. Bereits 1770/72 überwiegen die Familien mit Abständen von 49 und mehr Monaten zwischen den Geburten. In der Region Pariser Osten wird dieser Abstand in der Periode von 1805 bis 1818 erreicht und in einer ländlichen Gemeinde in Hessen, die darauf untersucht wurde, erst zu Beginn dieses Jahrhunderts.

Der Rückgang der Sterbefälle und Geburten in den letzten drei Jahrhunderten hat vor allem das Leben der Frauen verändert. Es ist eine Erscheinung erst des 20. Jahrhunderts, daß Frauen eine höhere Lebenserwartung haben als Männer. Bis vor wenigen Jahrzehnten starben noch in allen Altersgruppen mehr Frauen als Männer. Man hat dies meist mit der hohen Sterblichkeit im Kindbett erklärt, aber auch nach Abzug der Kindbettfälle bleibt bis in die Zwischenkriegszeit die sogenannte »Übersterblichkeit« der Frauen bestehen. Imhof erklärt sie mit der Überlastung der Frauen, vor allem auf dem Land, verbunden mit der erhöhten Ansteckungsgefahr durch die ihnen in den Familien allein obliegende Krankenpflege. Erst die jetzt lebende Frauengeneration hat bessere Überlebenschancen als die gleichaltrigen Männer. Da viele Frauen heute kaum älter sind als 45 Jahre, wenn das jüngste Kind das Haus verläßt, liegen vor ihnen die »gewonnenen Jahre«, oft dreißig und mehr, für die sie nicht vorbereitet sind, weil unsere Gesellschaft noch den alten Lebensmustern verhaftet ist. Dies gilt ähnlich auch für unsere Einstellung zum Sterben. Infolge der geschilderten Veränderungen ist das Sterben nicht nur immer mehr dem Blick der Gesunden entzogen worden, es hat auch selbst ein anderes Gesicht bekommen. An die Stelle des schnellen Hinweggerafftwerdens durch eine Infektion ist das langwierige, oft jahrelange Leiden an einer Kreislauf- oder Krebserkrankung getreten, die zu den häufigsten Todesursachen aufgestiegen sind. Auch hier müssen also neue Verhaltensmuster aufgenommen werden.

Die veränderte Situation, in der wir heute leben, zu erkennen und vor allem die Diskussion darüber zu versachlichen, dazu ist das vorliegende Buch zweifellos eine nützliche Grundlage. Es bietet ein Musterbeispiel dafür, wie wichtig die Kenntnis des Vergangenen zum Verständnis der Gegenwart ist. *Ingrid Batori*

NARRENFREIHEIT. Beiträge zur Fastnachtsforschung (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 51). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1980. 272 S. Kart. DM 25,-.

Für die Brauchforschung, gerade wenn sie sich mit dem Komplex des Jahreslaufbrauchtums befaßt, ist die Frage nach dem Ursprung und dem Sinn des beobachteten Brauchtums wichtig. Am Beispiel der Fastnacht wird besonders gerne dargestellt, wie sich alte Glaubensvorstellungen kontinuierlich erhalten haben, auch heute noch im »Volk« gepflegt werden, wobei deren Sinngehalte den heutigen Brauchträgern in den Narrenzünften weitgehend unbekannt geworden sind. Oft ist der ursprüngliche Sinn jedoch ganz und gar verändert. Dies hat in den vergangenen Jahrzehnten, man kann schon sagen Jahrhunderten, oft zu spekulativen Antworten geführt, bei denen in der Regel mythologische Urgründe und Anfänge angegeben wurden. So liegt es auf der Hand, aufgrund des vorhandenen Quellenmaterials Licht in das Dunkel zu bringen. Das heißt, die Erforschung der tatsächlichen Verhältnisse der weit zurückliegenden Zeiträume ist notwendig. Es wird allerdings keine simple Patentformel geben, durch die Fastnacht in ihrer Komplexität erklärbar wird.

Im Jahre 1964 erschien in der Reihe »Volksleben« der Band 6 zum Thema »Fastnacht«. Der Herausgeber, Hermann Bausinger, schrieb dazu in seiner Einführung (S. 7): »Die große Zahl von Faschnachtsorten, die Mannigfaltigkeit der Bräuche, die Verschiedenheit der Larven und Maskengewänder erschwert die Beantwortung der Frage nach Herkunft, Sinn und Grund der Fastnacht. Es scheint freilich, als provoziere gerade diese Vielfalt einseitige und eindeutige Erklärungen; je bunter die Erscheinungen, um so stärker scheint das Bedürfnis nach einem Generalnenner zu sein[...] In Wirklichkeit ist die Fastnacht ein historischer Komplex, handelt es sich um konkrete, zusammengewachsene Bräuche, von denen nur wenig in die Vorgeschichte zurückführt.«

Nachdem der Tübinger Arbeitskreis Ende der sechziger Jahre seine kontinuierliche Arbeit zur Fastnacht eingestellt hat, wurde erst im Winter 1979/80 der Themenkreis erneut aufgenommen. Darüber berichtet der vorliegende Band.

Im ersten Teil werden unter der Überschrift »Narrentum und Fastnacht« Vorträge von Bausinger (»Hintergründe der Fastnacht«), Fuhrmann (»Fastnacht als Utopie: Vom Saturnalienfest im alten Rom«), Mezger (»Bemerkungen zum mittelalterlichen Narrentum«), Götz (»Die Welt der Faschnachtsnarren«) und Hofmann (»Konstanzer Fastnacht«) wiedergegeben, die im Rahmen einer Veranstaltungsreihe der Universität Konstanz gehalten wurden.

Der zweite Teil, »Geschichte und Gegenwart der Fastnacht«, stellt Beiträge vor, die bisher nicht im Druck zugänglich waren oder in jüngerer Zeit der wissenschaftlichen Diskussion zum Themenbereich Fastnacht maßgeblichen Anstoß gaben: Leibbrand (»Vom befleckten Leib zum »Fleckelehäs«), Holtorf